

Jeffrey Shandler

Jüdische Armut in Osteuropa – Reisende berichten

In seiner *Geschichte der jiddischen Literatur des 19. Jahrhunderts* von 1899 leitet Leo Wiener, Professor an der Universität Harvard, das Kapitel über die Maskilim, die Schriftsteller der jüdischen Aufklärung, wie folgt ein:

„Zu Beginn dieses Jahrhunderts [d.h. 1800] lebten die Juden des russischen Zarenreichs unter Bedingungen, die an asiatische Barbarei grenzten. Jahrhundertelange Verfolgung hatte die breite Masse auf das unterste Existenzniveau gedrückt, ihnen nahezu alle Merkmale zivilisierten Lebens genommen und so das Ziel erreicht, sie zu den Ausgestoßenen zu machen, die sie tatsächlich waren. Ihre Häuser waren unglaublich verschmutzt, sie selbst unsauber, unwissend und noch abergläubischer als die abergläubischsten unter ihren nichtjüdischen Nachbarn, unehrlich und betrügerisch nicht nur gegenüber anderen, sondern sogar mehr noch gegenüber ihrer eigenen Gruppe, so boten sie ein trauriges Schauspiel einer geknechteten Rasse. Man braucht nur zu später Stunde in irgendeine kleine Stadt zu fahren, weit weg von Eisenbahnen und Landstraßen, in der Juden dicht an dicht zusammenleben, um eine Vorstellung davon zu bekommen, wie ganz Russland ein Jahrhundert zuvor aussah, denn in diesen abgelegenen Orten leben die Menschen immer noch so wie einst ihre Großväter. Nur hier und da gelang es Einzelnen dem Reich der Dunkelheit zu entkommen, um mittels der Haskala Mendelsohns ein besseres Leben kennenzulernen.“¹

Wiener hatte 1898 Osteuropa bereist, um mit jiddischen Schriftstellern zusammenzukommen und aus eigener Anschauung etwas über das kulturelle Umfeld zu erfahren, auf

¹ Leo Wiener: *The History of Yiddish Literature in the Nineteenth Century*. New York 1899, S. 131.

dem ihre Gedichte und Prosawerke basierten. Mit seiner Darstellung, die eine Beziehung zwischen der intellektuellen Verarmung der osteuropäischen Juden und ihrem wirtschaftlichen Elend herstellte, beginnt ein Bericht darüber, wie die Hasskala in Osteuropa Einfluss gewann und die Autoren inspirierte, „Unwissenheit und Aberglauben zu beseitigen“².

Wiener empfiehlt seinen Lesern, abgelegene Städte in Russlands westlichen Provinzen zu besuchen, um die vielen armen Juden als eine noch sichtbare Spur jener Zustände wahrzunehmen, die noch ein Jahrhundert zuvor dort herrschten – also eine Zeitreise zu unternehmen, um die Lebensverhältnisse kennenzulernen, die diese Bevölkerungsgruppe nicht nur zugrunde richteten, sondern andererseits jiddische Autoren dazu motivierten, dagegen anzukämpfen. Zwar war der Vorschlag zu reisen, um jüdische Armut kennenzulernen, damals eher eine Denkfigur als Realität, doch wurden in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen viele solcher Reisen unternommen. Jüdische Besucher aus Amerika und Europa verfolgten damit ganz unterschiedliche Absichten, und sie dokumentierten ihre Reisen auf vielfältige Weise: als journalistische Schilderungen, als statistische Berichte oder als erzählende Literatur, aber auch als Zeichnungen, Photographien und Filme.

Diese Berichte haben einige gemeinsame Merkmale: Erstens ist die Beziehung zwischen den jüdischen Betrachtern und den verarmten Juden, die betrachtet werden, ambivalent, birgt sie doch eine Spannung zwischen der Ungleichheit, die beide Parteien trennt (auf der Ebene der Geographie, der Ökonomie, der Bildung oder der Ideologie) einerseits und der Verbundenheit andererseits, die sie als Glaubensgenossen vereint. Zweitens ist diese ambivalente Beziehung von dem Unbehagen belastet, die anderen in ihrem elenden Zustand zum Gegenstand der Betrachtung zu machen, gleichgültig ob man sich entschließt, das Problem zu bekämpfen, oder ob angesichts der tiefen Armut ein Gefühl der Hilflosigkeit aufkommt. In jedem Fall wird die wirtschaftliche Armut mit anderen Problemen – politischen, sozialen, kulturellen, intellektuellen oder spirituellen – verknüpft, mit denen die Juden dort konfrontiert waren. Drittens sind diese Reisen sowohl wegen ihres Erkenntnisinteresses als auch in der Form ihrer Dokumentation genuin moderne Unternehmungen.

² Ebd., S. 146.

In den 1920er und 1930er Jahren besuchten nicht wenige Juden, die als gebürtige Osteuropäer ihre Kindheit und Jugend – vor ihrer Auswanderung nach Amerika – dort verbracht hatten, ihre Heimatstädte, vor allem um Verwandte und Freunde wiederzusehen, von denen sie über viele Jahre getrennt waren. Die meisten hielten ihre Reiseeindrücke in Briefen und Photographien fest; einige machten sogar Filme. Diese Dokumentationen waren meist privater Natur: Man teilte sich einem näheren Bekanntenkreis in Amerika mit. Doch gab es unter diesen Reisenden auch einige Schriftsteller und Künstler, deren Reiseberichte für die Öffentlichkeit bestimmt waren. Der Autor Chone Gottesfeld zum Beispiel besuchte Mitte der 1930er Jahre seine Heimatstadt Skala und publizierte eine Schilderung dieses Aufenthalts unter dem Titel *Meine Reise durch Galizien*. Gottesfeld beschreibt, wie er bei seiner Ankunft in Skala von Verwandten und ehemaligen Nachbarn belagert wurde – Begegnungen, die sich oft als verstörend erwiesen:

„Da kam ein wild aussehender Mann mit einem riesigen Bart. [...] Er stand regungslos da und starrte mich aufmerksam an; ich überlegte, wer er wohl war.

„Erinnerst du dich nicht an mich?“ fragte er schließlich.

„Nein, ich kann mich nicht erinnern.“

Er kam näher heran und löste das Rätsel: „Ich bin dein alter Jugendfreund Pinchas.“ Da fiel mir wieder ein, dass Pinchas in unserer Stadt „Der Liebhaber“ genannt wurde, weil er dazu neigte, sich auf den ersten Blick in Mädchen zu verlieben und ihnen passende Verse von Friedrich Schiller vorzusprechen. Was für eine Verwandlung! Sein Anblick machte mich traurig und ängstigte mich. Wäre ich in Skala geblieben, grübelte ich, dann würde ich vielleicht auch so elend und greisenhaft aussehen.“³

Manche Beschreibungen Gottesfelds sind typisch für Reisen an die Orte der Kindheit, wie zum Beispiel die Entdeckung, dass dem Erwachsenen nun alles viel kleiner erscheint. Spezifischer ist seine Wahrnehmung der Armut der Stadt im Vergleich zu seinen eigenen Lebensumständen. Zugleich musste er feststellen, dass die Juden in Skala unrealistische Erwartun-

³ Chone Gottesfeld: *Tales of the Old World and the New*. New York 1964, S. 259f.

gen an seine Freigiebigkeit als Amerikaner hatten: In ihren Augen musste er reich sein. Ein Verwandter schlug ihm vor, die Reparaturen für das Haus seiner Kindheit zu bezahlen, und eine Frau bat ihn, die Mitgift ihrer Tochter zu finanzieren. Besonders bemerkenswert sind Gottesfelds Vorstellungen darüber, wie sein Leben wohl verlaufen wäre, hätte er Skala nicht verlassen. Er begegnete Männern, die er als Jugendlicher bewundert hatte und sah jetzt in ihnen den verarmten, unterdrückten, provinziellen Juden, zu dem er, wäre er nicht ausgewandert, vielleicht selbst geworden wäre. Für Gottesfeld wurde die soziale Landschaft Skalas zum hypothetischen negativen Selbstporträt.

Unter den amerikanischen Juden, die während der Zwischenkriegszeit Osteuropa besuchten, waren viele Repräsentanten von Organisationen, die die jüdische Armut nicht nur studieren, sondern lindern wollten. *Landsmanschaftn* (lokale jüdische Hilfsorganisationen, die Immigranten bei der Ankunft in den USA unterstützten) schickten Delegationen, die die Lebensbedingungen in ihren ehemaligen Heimatstädten untersuchen und von ihren Beobachtungen berichten sollten, in einigen wenigen Fällen sogar in Form von Filmen, die anderen *landslayt* bei Spendenveranstaltungen vorgeführt werden sollten. Ein Film von 1935, der bei einem Bankett der Sędziszówer *landsmanshaft* gezeigt wurde, beginnt mit einem Aufruf an die nach New York immigrierten Juden, über die Vergangenheit ihrer Heimatstädte nachzudenken und, unausgesprochen, sich über deren Zukunft Gedanken zu machen:

„Das Sędziszów, das wir kannten, ist verschwunden. Was davon übrig ist, kämpft inmitten von Leid und Hunger verzweifelt ums Überleben und hat kaum Aussicht auf Abhilfe. Die folgenden Szenen beschreiben einen Ausschnitt der elenden Lebensbedingungen, die dort herrschen. Unsere Kindheitserinnerungen werden uns nun



Abb. 1 Juden von Brzesc nad Bugiem erhalten Geld von Verwandten durch die *landsmanshaft* 1921

an die Orte zurückbringen, an denen unsere Wiege stand. Die Söhne und Töchter dieser Orte, die in unserer Gesellschaft und Wirtschaft hohe Positionen erreicht haben und finanziell erfolgreich waren, haben den Weg zu dieser jetzt hoffnungslosen Gemeinschaft gefunden.“⁴

Während die Delegationen der *landsmanshaftn* nach Osteuropa reisten, um den Glaubensgenossen Spenden, Kleidung und andere Gegenstände zu bringen, entstanden während des Ersten Weltkriegs und kurz danach philanthropische Organisationen, die die wirtschaftliche Verelendung inmitten von Gewalt und politischen Unruhen anzugehen versuchten. Sie nutzten neue Methoden der sozialwissenschaftlichen Forschung, um zu ermitteln, wie Hilfsleistungen im großen Maßstab am effektivsten verteilt werden können. Ein Großteil dieser Forschung wurde vom American Jewish Joint Distribution Committee (JDC) durchgeführt, das 1914 gegründet worden war, um von Armut und Diskriminierung bedrohten jüdischen Gemeinden im Ausland finanzielle Unterstützung, berufliche Ausbildung, medizinische Versorgung und andere Hilfen zu garantieren. In den Zwischenkriegsjahren gab das JDC zahlreiche Studien zur wirtschaftlichen Situation der osteuropäischen Juden in Auftrag, deren Ziel es war, die Sozialgeschichte der Gemeinden in der Vorkriegszeit zu untersuchen und Material über die gegenwärtigen Lebensbedingungen zu sammeln. Neben Forschungsprojekten auf nationaler Ebene wurden in Fallstudien für einzelne Städte zum Beispiel Statistiken über die Konkurrenz zwischen jüdischen und nichtjüdischen Unternehmen in Kalisz erarbeitet oder Untersuchungen über den Gesundheitszustand der Kinder in Ostróg. Nach dieser Studie befanden sich einer Stichprobe zufolge „71% [...] von 386 jüdischen Kindern [...] in unterschiedlichen Stadien der Unterernährung [...], darunter gab es auch Kinder, die dem Hungertod nahe waren.“⁵

Die Bemühungen des JDC, sowohl finanzielle Hilfe zu leisten als auch ein allgemeines Bewusstsein von der Not der osteuropäischen Juden zu schaffen, schlossen auch Öffentlich-

⁴ Jeffrey Shandler: *The Visitor's Gaze Revisited. On American Jews' Films of Travels to Interwar Poland* In: *Museum of the History of Polish Jews* (Hg.): *Letters to Afar*. Warsaw 2013, S. 38.

⁵ Yehuda Bauer: *My Brother's Keeper. A History of the American Jewish Joint Distribution Committee 1929–1939*. Philadelphia 1974, S. 189.

keitsarbeit ein. Die Organisation engagierte den Photographen Roman Vishniac, um Bildmaterial zu erhalten. Seine Arbeit für den JDC begann 1937 und endete mit dem Beginn des Zweiten Weltkriegs. Nach dem Krieg gehörten seine Photographien zu den bekanntesten Bildern des osteuropäischen jüdischen Lebens der Vorkriegszeit, allerdings in einem anderen Bezugsrahmen.

Autoren all dieser Untersuchungen über die Armut osteuropäischer Juden waren ebenfalls aus Osteuropa stammende Juden einschließlich derer, die nach Amerika emigriert waren. Doch auch westeuropäische Juden reisten in den Zwischenkriegsjahren in den Osten, um ihre Glaubensgenossen kennenzulernen. Die Besucher aus Deutschland und Österreich, etwa Alfred Döblin und Arnold Zweig, sahen in den Ostjuden vorwiegend Spuren einer vormodernen Lebensweise: einerseits weniger gebildet und überlebensfähig, andererseits lebendiger, intensiver und authentischer in ihrem Jüdischsein – ein ambivalenter Blick, der ihre Berichte über die Armut der osteuropäischen Juden prägte. Joseph Roths Aufsatz *Das jüdische Städtchen* zum Beispiel, eine Beschreibung seines Besuchs eines galizischen Shtetls um die Mitte der Zwanziger Jahre, enthält eine marxistisch gefärbte Analyse des spezifischen Charakters jüdischer Armut:

„Das bourgeoise Talent der Juden, wohltätig zu sein, hat seinen Grund im Konservatismus des Judentums, und es verhindert eine Revolutionierung der proletarischen Masse. Religion und Sitte verbieten jede Gewaltsamkeit, verbieten Aufruhr, Empörung und sogar offenen Neid. Der arme gläubige Jude hat sich mit seinem Schicksal abgefunden [...]. Empörung gegen den Reichen wäre Empörung gegen Gott.“⁶

Neben den Analysen und Berichten von Sozialwissenschaftlern und Journalisten gibt es auch die eher von Gefühlen geleiteten Wahrnehmungen und Äußerungen von Künstlern. Bildende Künstler kamen aus Amerika, wie zum Beispiel Lionel Reiss, um in den frühen 1920er Jahren mehrfach jüdische Siedlungen in Europa mit dem Skizzenblock zu bereisen, oder aus Westeuropa wie Hermann Struck, der nach dem Ersten Welt-

⁶ Joseph Roth: *Juden auf Wanderschaft*. Berlin 1927, S. 50f.



Abb.2 Filmplakat
„Yidl Mitn Fidl“ 1936

krieg den Schriftsteller Arnold Zweig auf Reisen durch Polen und Litauen begleitete, woraus ihr gemeinsames Buch *Das Ostjüdische Antlitz* (1920) entstand. Der romantisierenden Darstellung von Bauern und Arbeitern in der Tradition des 19. Jahrhunderts folgend, porträtierten sowohl Reiss als auch Struck die Dargestellten als Menschen, die stoisch ihre wirtschaftliche Not ertrugen.

Im Gegensatz zu diesen gewissermaßen ethnographischen Porträts nutzte der Filmemacher Joseph Green in den späten 1930er Jahren Polen als Hintergrund für eine Reihe jiddischer Spielfilme. Der bekannteste, *Yidl mitn fidl* (1937), wurde zum Teil vor Ort in Kazimierz Dolny gedreht, eine Siedlung, die als typische polnische Provinzstadt seit

langem schon Besucher angezogen hatte. Molly Picon, der Star des Films, erinnert sich in ihren Memoiren an das Missverhältnis zwischen diesem pittoresken Bild von Kazimierz, das sich der Film zunutze zu machen sucht, und den tatsächlichen Gegebenheiten der durch die Zerstörungen des Ersten Weltkriegs gezeichneten Stadt. Sie beschreibt Kazimierz als „ein heruntergekommenes, verfallenes Dorf“ und fährt fort:

„Noch nie zuvor hatte ich eine Armut wie diese gesehen – wackelige Holzhäuser zu phantastischen Formen verbogen, mit Außentoilette, und Menschen, die unglaublich schäbig gekleidet waren. Die bis auf die Knochen abgemagerten Kinder mit ihren langen *payess* (Schläfenlocken) und kleinen *yarmulkes* (Käppchen) trugen zerlumpte Hosen und Schuhe, die mit Stricken an ihren Füßen festgebunden waren. Jedes einzelne von ihnen tat mir von Herzen leid.“

Picon nimmt die erschütternde Armut der Stadt – die, ohne dass es explizit wird, im Kontrast zu den komischen Abenteuern der verarmten Musiker steht, die Picon und die anderen Schauspieler in diesem Film darstellen – als eine Verbindung aus religiöser Frömmigkeit und kultureller Naivität wahr, die

sichtbar wurde, sobald die virtuelle Welt des Films mit der realen Welt von Kazimierz zusammenstieß:

„Man brauchte mehr als 30 Stunden, um die Hochzeitszene in *Yidl* zu filmen. Das Essen musste ganz kosher sein, weil wir die orthodoxen Männer, Frauen und Kinder von Kazimierz als Hochzeitsgäste engagiert hatten. Wir filmten und sie aßen, und für die aufeinander folgenden Aufnahmen des Tisches musste das Essen immer wieder von neuem ergänzt werden. Unsere notleidenden Gäste konnten nicht begreifen, was sich abspielte [...]. Als eine Frau fragte, warum es so viel zu essen gab, erklärten wir ihr, dass dies keine echte Hochzeit war, dass wir nur einen Film drehten. Ich glaube nicht, dass sie je einen Film gesehen hatte, aber sie sagte: ‘Warum habt ihr mir das nicht vorher gesagt? Bei soviel Essen hätte ich meine Tochter herbringen können, damit sie in echt heiraten kann. Sie hat einen *chassen* (Bräutigam), aber wir haben kein Geld für eine Mitgift, um eine richtige Hochzeit auszurichten.’”⁷

Der Zweite Weltkrieg setzte den Möglichkeiten, die jüdische Armut im Osteuropa der Zwanziger und Dreißiger Jahre zu besichtigen und zu beschreiben, ein verhängnisvolles Ende. Mit der Nachkriegszeit begann eine neue Sichtweise auf die armen Juden vergangener Zeiten wie der Gegenwart. Die Vorkriegsbilder der verelendeten osteuropäischen Juden erhielten eine neue Bedeutung als Memento mori. In den Publikationen nach dem Zweiten Weltkrieg wurden die Bilder von Lionel Reiss aus der Zwischenkriegszeit neu definiert als Spuren einer *Verschwundene[n] Welt*,⁸ Roman Vishniacs Photos, deren viele einst den osteuropäischen Juden zu einer Zukunft verhelfen sollten, galten nun als ein letzter Blick auf ein todgeweihtes Volk. In den Beschreibungen seiner Bilder verschwieg Vishniac den ursprünglichen Auftrag, der ihn bewogen hatte, viele dieser Aufnahmen zu machen, und charakterisierte sie stattdessen als eine Art Rettungsversuch. 1955 erklärte er in einem Interview:

⁷ Molly Picon: *Molly! An Autobiography*. New York 1980, S. 67f.

⁸ Lionel S. Reiss: *A World at Twilight. A Portrait of the Jewish Communities of Eastern Europe before the Holocaust*. New York 1971.



Abb. 3 Lionel S. Reiss
„Palisades of the Poor –
Chelm“, Radierung 1921

„Meine Freunde versicherten mir, was Hitler sage, sei bloßes Gerede [...]. Aber ich erwiderte, dass er nicht zögern werde, diese Menschen zu vernichten, wenn er die Gelegenheit dazu habe [...]. Ich entschied, dass es für mich als Jude, der unter eben jenen Menschen aufgewachsen war, die jetzt bedroht sind, eine Pflicht gegenüber meinen Vorfahren sei – wenigstens in Photos – eine Welt zu bewahren, die vielleicht bald nicht mehr existieren würde.“⁹

⁹ Eugene Kinkead: „The Tiny Landscape II“. In: New Yorker, 9 July 1955, S. 39f.

Während Vishniac die Verelendung der osteuropäischen Juden mit ihrer politischen Schutzlosigkeit assoziierte, betrachteten andere im Rückblick die jüdische Armut als ein Zeichen für ihre Frömmigkeit – und sahen das auch in Vishniacs Bildern. 1947 erschien sein Bildband *Polish Jews* mit einem Vorwort des jüdischen Philosophen Abraham Joshua Heschel, der darin schrieb:

„Viele lebten in entsetzlicher Armut [...], aber wenn es Nacht wurde und ein Mann sich die Zeit vertreiben wollte [...] griff er zu seinen Büchern oder ging in eine Studiergruppe, die [...] sich ganz der reinen Freude des Studierens hingab. Von der mühevollen Arbeit des Tages körperlich völlig erschöpft, saßen sie vor den aufgeschlagenen Büchern und intonierten die strenge Musik des Talmud. Arme Juden [...] saßen da wie intellektuelle Prinzen. Sie besaßen ganze Schatzkammern von Gedanken. [...] Die Mägen waren leer, das Zuhause viel zu klein – aber der Geist war erfüllt von den Reichtümern der Tora.“

Die Herausgeber des Buches betonten, dass Heschel wie Vishniac ein Volk porträtierten, das „sich unter der Last krasser Armut abmühte, [...] und dem es doch gelang, ein hohes Maß an spiritueller Einheit zu erreichen.“¹⁰

In der Nachkriegszeit waren die jüdischen Gemeinden in Osteuropa kaum für den Westen erreichbar, blieben aber machtvolle Fixpunkte der jüdischen kulturellen Vorstellungswelt. Noch immer fokussierte sich die Wahrnehmung dieser weitgehend hinter dem Eisernen Vorhang verborgenen Juden auf ihre wirtschaftliche Verarmung, nun verschärft durch die Einschränkungen unter dem Kommunismus. Juden aus dem Westen, die in den siebziger und achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts Juden in der Sowjetunion besuchten, thematisierten mit gleicher Intensität den Mangel an materiellen Gütern wie das Fehlen politischer oder religiöser Freiheit. In diesem Zeitraum entstandene Photoessays über jüdisches Leben andernorts in Osteuropa stellten eine arme, dahinschwindende Gemeinde dar, als „die letzten Juden“ oder die „Übriggebliebenen“ charakteri-

¹⁰ Roman Vishniac: *Polish Jews*. New York 1947, S. 10, Rückdeckel.

siert.¹¹ So wie vor dem Krieg die Bilder amerikanischer Juden von jüdischer Armut in Osteuropa häufig – wenn auch unausgesprochen – die Sinnhaftigkeit der Immigration bestätigten, so dienten die Nachkriegsbilder der Verurteilung des Kommunismus. Die osteuropäischen Juden der Nachkriegszeit, nur in einem sehr begrenzten Rahmen überhaupt wahrnehmbar, nach dem Holocaust zudem im Kontext des schmerzlichen Verlusts und der Ängste des Kalten Kriegs, existierten in der westlichen Vorstellungswelt eher als Reste einer Vorkriegsvergangenheit und nicht als tatsächliche, in der Gegenwart lebende Menschen.

Nach dem Untergang des Kommunismus wandelte sich die Beziehung der Juden im Westen zu denen Osteuropas noch einmal durch die Erkenntnis, dass nicht alle in beklagenswerten Umständen lebten. Auch waren sie nicht im Begriff zu verschwinden – die „letzten Juden“ Osteuropas schienen in der Tat Kinder gehabt zu haben. Der Blick der Besucher scheint aber noch von den Bildern der jüdischen Armut in jener Region beeinflusst zu sein, in der – besonders in Polen – neue Praktiken im Umgang mit dem jüdischen Erbe entstehen. Der Blick richtet sich nun eher auf Orte als auf Menschen, besonders auf Synagogen und Friedhöfe, die sichtbarsten Zeichen jüdischen Lebens der Vorkriegszeit. Vernachlässigte Gebäude und Grabstätten können zwar anachronistische Assoziationen mit der Vorkriegsarmut auslösen, aber der Glanz der restaurierten Synagogen kann die Wahrnehmung korrigieren und den naiven Betrachter überraschen: Wie konnte ein über Jahrhunderte verarmtes Volk derart großartige Gebäude planen und erbauen? Noch immer gibt es Generationen von Juden, die auf das verarmte osteuropäische Judentum blicken, ohne die dort heimischen Individuen wahrzunehmen. Diese noch immer von den Bildern der Vergangenheit geprägte Perspektive spiegelt vielmehr das Selbstgefühl der jüdischen Besucher wider – von Menschen, die einem Leben in Armut entronnen sind – und ruft die unterschiedlichsten Gefühle hervor: Glück, Verantwortung, Schuld und Neugier.

Aus dem Englischen von Ursula Höber.

BILDNACHWEIS
Abb. 1 Lowcountry Digital
Library
Abb. 2 unbekannt
Abb. 3 YIVO Digital
Archive

HEFT 1 • 2016
MÜNCHNER BEITRÄGE
ZUR JÜDISCHEN
GESCHICHTE UND KULTUR

¹¹ Zum Beispiel Brian Blue, *Yale Strom: The Last Jews of Eastern Europe*. New York 1986; Malgorzata Niezabitowska, Tomasz Tomaszewski: *Remnants. The Last Jews of Poland*. New York 1986.